

(Nachdruck verboten.)

24]

Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Nexö. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Brun kam oft zu ihm in den Keller und sah sich nach ihm um. Der alte Bibliothekar entbehrte seinen jungen Freund.

„Warum kommen Sie nicht mehr zu uns?“ sagte er.

„Was soll ich da?“ erwiderte Pelle kurz angebunden.

„Ein armer Mann hat keine Verwendung für Kenntnisse, er ist ewig verdammt.“

Er hatte mit alledem gebrochen und machte sich auch nichts mehr aus den Besuchen des Bibliothekars. Es war am besten, daß sich jeder für sich hielt, die Großen waren ja doch keine Gesellschaft für einen wie er. Er gab sich keine Mühe, das zu verbergen. Aber Brun tat, als merke er es nicht. Er war im Herbst in die Frederiksberger Allee hinausgezogen und sah fast jeden Nachmittag auf seinem Heimwege von der Bibliothek ein. Die Kinder gaben acht, daß sie um die Zeit unten im Keller waren; er brachte immer etwas für sie mit.

Jeder Pelle, noch Ellen stellten mehr große Ansprüche an das Dasein. Sie hatten sich beruhigt und gingen resigniert Seite an Seite wie ein paar Arbeitspferde, die gewohnt sind, die Krippe und die Mühseligkeiten zu teilen. Jetzt wäre es eine große Sache gewesen, wenn man mit dem verfluchten Darlehen fertig gewesen wäre, so daß man nicht beständig um sein Leben zu zittern brauchte, aber selbst das war eine zu unsinnige Forderung. Alles, was man zusammenhaben und -tragen konnte, wanderte jeden Monat zu dem Bucherer, und gleich weit war man. Von den 180 Kronen, die Pelle bekommen hatte, waren jetzt alles in allem 120 abgezahlt, und trotzdem schuldeten sie noch immer 240. Das waren die Strafsinsen, die jedesmal, wenn sie nur einen oder zwei Tage zu spät mit den Abbezahlungen kamen, hinzugeschrieben wurden, oder der Kuckuck möchte wissen, was es eigentlich war. Eine Schraube ohne Ende war es auf alle Fälle, die ihr ganzes Leben, alles, was sie beschaffen konnten, in die Tasche des Bucherers pumpen würde.

Aber nun sagte Pelle stopp. Er hatte die letzten Zahlungstermine nicht innegehalten und wollte auch nicht mehr abzahlen, mochte es gehen wie es wollte. „Du solltest Herrn Brun um ein Darlehen bitten und den Bucherer bezahlen,“ sagte Ellen, „sonst fällt er nur über uns her und nimmt uns unsere letzten Habseligkeiten.“ Aber Pelle war eigensinnig und wollte kein vernünftiges Wort hören. Das Verwundertsein, daß sich ein Schmarotzer gemächlich auf ihm zurechtgesetzt hatte und ihn ausjog, trotz all seines Widerstandes, brachte ihn außer sich. Sie sollten es nur versuchen, an seinem Heim zu rühren!

Als der Bucherer kam, um seine Abzahlung zu holen, warf er ihn zur Tür hinaus. Sonst nahm er alles mit ergebener Ruhe hin, aber sobald die Rede hierauf kam, fuhr er auf und wußte nicht, was er sagte. Ellen mußte schweigen und der Sache ihren Lauf lassen.

Eines Nachmittags saß er auf seinem Platz unter dem Kellerfenster und arbeitete. Der Bibliothekar saß auf dem Stuhl neben der Tür, auf jedem Knie eins der Kinder, die er mit Datteln fütterte. Pelle ärgerte sich nur über sich selbst und beugte sich stumm über seine Arbeit mit dem Ausdruck eines Geisteskranken, der bange ist, daß ihn jemand anredet. Seine Arbeit hatte nicht die gewohnte Fahrt und wollte nicht recht von der Stelle; es war ein verstörter Ton da hineingekommen, wenn er ein Stück Werkzeug nicht gleich finden konnte, so warf er heftig mit den Sachen herum.

Brun saß da und beobachtete ihn besorgt, gab sich aber den Anschein, als sei er von den Kindern in Anspruch genommen, eine bedauernde Miene würde bei Pelle eine Explosion hervorrufen haben. Er erriet, daß es schlecht mit den Geldangelegenheiten stehe, wagte aber nicht, seine Hilfe anzubieten. Jedesmal, wenn er versuchte, eine Unterhaltung anzuknüpfen, wies ihn Pelle mit einem schneidigen Ausdruck zurück, der sagte: Du schnüffelst hier bloß herum, um eine Gelegenheit zu finden, mir Dein Geld zuzustecken; aber daraus

wird nichts! — Irgend etwas war eingeschnappt, aber das würde schon wieder in Ordnung kommen.

Vor der Tür hielt eine Droschke, drei Männer stiegen heraus und begaben sich in das Haus. Nach einer Weile kam Ellen in die Werkstatt hineingestürzt: „Pelle, sie sind hier, um unsere Sachen abzuholen!“ rief sie weinend, ohne auf Brun zu achten. Die Kinder stimmten ein Gebrüll an, als sie die Mutter weinen sahen.

Pelle stand auf und griff nach dem Hammer. „Die will ich bald hinausjagen!“ sagte er mit leiser, verbissener Stimme und ging auf die Tür zu. Er überrückte sich nicht, ging mit gekerkter Stirn und sah keinen Menschen.

Brun packte ihn hart beim Arm und hielt ihn zurück.

„Sie vergessen, daß es etwas gibt, das Zuchthaus heißt es!“ jagte er mit einer besonderen Betonung.

Pelle sah ihn überrascht an; einen Augenblick hatte es fast den Anschein, als wenn er den alten Bibliothekar totschlagen wollte. Dann entfiel der Hammer seiner Hand und er brach zusammen.

9.

Es geschah wohl, daß einer oder der andere von den Kameraden aus der guten alten Zeit vorsprach und Pelle zu einer Versammlung abholen wollte. Dann erwachten alte Kampferinnerungen in ihm, vielleicht glimmte der Funke dennoch da. Er warf das Schurzfell ab und ging mit; Ellens Augen folgten ihm bis zur Tür, voller Verwunderung, daß er sich noch immer damit befassen wollte, nachdem, was er davon gehabt hatte.

Aber auch dort fand er nicht, was er suchte! Er entsann sich der mächtigen Gärung der Gemüter in der Kampfzeit der Bewegung, und fand, daß die Spannung nachgelassen hatte. Nur vor den Wahlen waren die Leute noch in Erregung, sonst beschäftigte sich ein jeder mit seinen Angelegenheiten, als hätte es nie etwas gegeben, was ein einigender Gedanke hieß. Organisiert waren sie alle, aber es war nichts Neues und Starkes in dieser Tatsache; sie waren sozusagen in die Organisation hineingeboren und verbanden nichts Großes und Erhebendes damit. Die alten Genossen waren merkwürdig abgekühlt, sie hatten wohl entdeckt, daß das Glück weder so märchenhaft noch so gerabezu war. Es war nicht mehr damit abgetan, daß man die Pforte zu dem Glücksland aufschlug und da hineinsirönte, es lag ein langer und mühevoller Weg vor einem. So richteten sie sich denn nach ihrem eigenen Gutbefinden ein und vertauschten eine zweifelhafte Zukunft gegen kleine Vorteile, die das Bestehende sogleich verschlang.

Die Bewegung hatte nicht bis auf den Grund gegriffen; es lag eine Anklage gegen ihn selbst darin, sie war nicht breit genug angelegt gewesen. Schon damals war sie den Bewohnern der Arche über die Köpfe gegangen, und nun war da ein großes Proletariat mit seinen eigenen Erwartungen an die Zukunft zurückgeblieben. Das gute, alte „Volk“ hatte sich in ein Kleinbürgertum gespalten, das nur davon in Anspruch genommen schien, sich einzurichten, und dann dies Proletariat.

Aber es war nichts Neues hierin. Eine Schicht rückte auf und offenbarte eine neue unter sich, so war es in der Geschichte immer gegangen. War es denn in alle Ewigkeit bestimmt, daß auf dem Grunde des Daseins eine beständig gleich zahllose Schar Ausgestoßener sitzen sollte, die die Last des Ganzen trugen, die große Hungerreserve? War es nur dann möglich, es gut zu haben, wenn man es verstand, die Schwierigkeiten nach unten abzuschieben, wie man die Falten in einem Stoff verschieben konnte, bis sie sich schließlich an einer Stelle aufhäufte! Ja, dies war wieder die alte Frage. Früher hatte er seinen leichten Glauben gehabt, mit dem er den Zweifel niederschlug, aber jetzt konnte er sich nicht mehr mit einer blinden Hoffnung begnügen; er verlangte, daß ihm ein Ausweg angewiesen werde. War die Bewegung ausgelaufen, weil sie schief angelegt war, so hatte man es ja mit handgreiflichen Gründen zu tun, und das Ganze ließ sich wieder gut machen!

Auch andere waren damit beschäftigt, das Ganze von Grund aus aufzumischen. Durch Peter Drejer kam er mit jungen Leuten von ganz neuem Typ zusammen. Das war

die Jugend, die, unten aus der Bewegung aufgetaucht, überraschend aus ihrem Bodenfall aufgeschossen war und nun kam und neue weitgehende Forderungen an das Dasein stellte. Auf unbekanntem Wege waren sie an denselben Punkt gelangt wie er selber, und beanspruchten in erster Linie Menschen zu sein. Die Heiligkeit des Ichs erfüllte sie und setzte sie in Empörung über jegliches Joch; sie fingen damit an, es von innen abzuwerfen, rauchten und tranken nicht, wollten keine Sklaven von irgend etwas sein. Sie hielten sich der Bewegung fern und hatten ihre eigenen Versammlungsorte in der Nähe des Südboulevards, wo sie lasen und neue Gesellschaftsordnungen entwarfen. Es waren aufgeklärte, gutgelohnte Arbeiter, die hartnäckig die Verhältnisse des Proletariats teilten, fanatische Gläubige, die ihren Wochenlohn verschenken, wenn sie einem begebenen, der ärmer war als sie selbst; Hühnerköpfe, die auf die Revolution warteten. Mehrere von ihnen hatten wegen aufrührerischer Umtriebe gegen die Staatsordnung im Gefängnis gesessen. Es waren auch Leute vom Lande darunter, Söhne von denen, die da draußen in Gräben und Torfmooren standen. Die Kinder des kleinen Mannes nannte Morien sie.

Hier war endlich der Nachwuchs derer, die die Bewegung mitgemacht hatten: so mußte sie verlaufen. Mit Genügsamkeit hielten sie sich unabhängig von den bestirrenden Mitteln des Kapitals, sie verachteten den kleinbürgerlichen Gang zum Wohlleben und waren immer zum Handeln bereit; in ihnen war der Ausbruch auf jeden Fall eine Tatsache.

Sie wollten Belle gern für sich gewinnen. „Komm zu uns herüber!“ sagte Peter Drejer oft.

(Fortsetzung folgt.)

1] Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

Von Hans von Glümer.

Der erste Tag.

Am letzten November 1908 wurde ich aus der badischen Zentralstrafanstalt Freiburg entlassen. Es war ein heller Tag, den um die siebente Morgenstunde Dämmer und Nebel noch verschleiert hielten. Das Glatteis, hatte der Kammeraufseher gesagt, sei gefährlich für meine neuen genagelten Schuhe. Die aber spotteten der Vorsicht und wollten Flügel der Füße sein. Ein Schulbus wies mir den Weg vor das Stadttor. Er zog höflich den Hut und behandelte den Entlassenen wie einen Menschen, der das Vertrauen der Kinder verdient. Mein Anzug war frisch gebügelt und die Wäsche sauber wie am Festtag. Mit Spitzsteden und Ohrenmütze sah ich wohl einem harmlosen, rotbäckigen, gutgenährten Touristen gleich, der hinaus will ins Nobelgelände.

Auf der Landstraße leuchtete die weiße Winterwelt. Blutröt stieg die Sonne über schwarzen Bergen auf. Ich atmete tief die erste freie Luft nach vielen Wochen, von denen jede wie ein Jahr ist.

Die erste Zigarre war verbräunt und hatte mich ein wenig betrunken gemacht. Du köstliches, langentbehrtes Gift! Dieser Leidenschaft zuliebe bin ich im Gefängnis ein Dieb geworden. Schon auf dem Schub, in Heidelberg. Da standen Körbe mit Tabak auf dem Korridor. Wir rauchten das Kraut, echten Pfälzer, in Badpapier gerollt, von Mund zu Mund in der Gemeinschaftszelle auf dem Wege nach Waldshut, wo ich drei Wochen in Unterjuchung saß und gezählte hundert Zigarren vertilgen durfte. In Freiburg freilich war man auf einzelne Blättchen angewiesen, die zertreten auf der Treppe lagen und im Nu, samt dem Schmutz, zwischen die Zähne wanderten — so gierig und gemein macht die Enthaltensamkeit. Beim Kirchgang hielt die Linke das fromme Begleitbuch und die Rechte tastete nach den Tabakstiften, die im ersten Lausgang vor den Bellenüren aufgestapelt waren. Heiß, wenn ein Knoten erwischt werden konnte. Dann wurde der Sonntag zum Fest und ich trank mir am braunen Saft einen Rausch. Das Tabakrauchen haben unter Fünf Drei als Sträfling gelernt. Es ist das vornehmste Vorrecht des fünften Standes.

Suht polktert ein Bahnzug vorbei und merkt nicht, wie der Entlassene ihn verlaßt und verlästert. Du rollendes Gefängnis! Da sollte auch ich darinnen sitzen für eine Mark vierzig, die mir die Gefängnisverwaltung gab für die Fahrt bis Bounndorf. Zum Teufel, lieber als Leiche auf dem Weis, wie als Lebender und Entlassener in dem Käfig, wo wilde Tiere hocken, die Mitmenschen heißen. Wandern will ich heute fünfzehn Stunden weit, bis ans Ende der Welt morgen und alle Tage, um immer dem gräßlichen Gesicht der Menschen auszuweichen, die meine Schuld nur kennen wie einen blutenden Riß ins Leben, den keine Sühne heilen kann. Sie wissen ja nicht, was der Verbrecher vor der Tat und für die Tat erlitten und verkämpft hat. Nein, nicht in die Eisenbahngasse! Hundertmal lieber zurück in die Gefängniszelle, die eine große stille Seele hat!

Hier ist ein schmudes Dorf, Littenweiler, das mich auch anstarrt mit besonderen Mienen. War einmal ein junges Leben, schön und schlant wie der Tann im Bergwald, keusch und herb wie Lannenduft. Hat mir das Herz genommen und angefüllt mit Seligkeit, die den Gruß ihrer Hand hinnahm wie ein Gottesgeschenk. Eine Liebe ohne Sinnengier. Sie hat einen andern genommen und ist elend geworden wie ich. Armes Littenweiler Lieb, glaubst du es auch, daß jener Mensch, der einmal in einer Voller Mittsommernacht zitternd Deine Lippen fand, ein Sittlichkeitsverbrecher geworden ist?

Laß fahren dahin! Dort winkt ein Wirtshaus am Wege. Trink einen Schnaps und sei froh. Wer Wirtshäuser baut, dämpft Revolutionen und was ansonst Herzen heiligen und groß machen kann. Müde müßt ihr werden und stumpf — das ist die Erlösung. Frau Wirtin, ein Kirchwasser noch! Es ist der zweite Schnaps seit letztem Winter, seit der letzten Flucht nacht im Stalle eines belgischen Bauern. Nun bin ich wieder bei den Wälderbauern, sitze sicher und gut an der warmen „Kunst“ (Schwarzwälder Siphosen). Wie diese einsichtigen Seelen, Menschen ohne Wissen und Arglist, doch auch einem Geächteten es wohl sein lassen. Drei Stunden später aber, im Posthaldengasthof, kamen feldbergwärts Stadtherren, die ihre Stier wie Pittiche trugen und im Kopfe so scharfspitzende Augen, als ob sie Geier oder Juristen wären.

Die Reiseflasche von drei Mark (eine Mark sechzig in freien Monaten ehrlich verdienter Zuchthausarbeitslohn ist auch dabei) hat nicht gereicht für ein tüchtiges Mittagbrot. Was man hinter Gitter und Mauer in einem Monat unter tauenden Schmerzen und Klüchen verdient: die Freiheit vertrinkt, verbräunt, verjubilant in einer Stunde. Und übel wird dem Uebelthäter obendrein. Die Freiheit hat ein Loch. Die neuen Schuhe hängen heiß und schwer an den Füßen. Das Tal ist nun voll Eis und fröselnder Schatten. Auf der Höhe wurde das keusche weiße Schneefeld zur Wüste. Die Sinne lagen zum Leibe, daß er ein ungewohntes Maß von Freiheit nicht quallos genießen darf. Und da war noch ein graufames Erlebnis, gerade als die Nacht die näherkommenden heimischen Bergzirkel bergen sollte: Ueber der Straße bei Holzlebrud stand ein Mann aus Neustadt, ein Aufseher bei Telegraphenarbeitern. Er stand auf dem Gerüst zwischen den Drähten, und seine Gestalt wuchs wild und furchtbar wie eine Vision — der erste Mensch, der mich erkannte. Ich wollte in die Erde sinken, in die Wolken entfliegen, in der Luft zerplittern, den Millionen Eisnadeln gleich, die erbarmungslos dem Wanderer entgegenreiben. Und blieb doch auf die Stelle gebannt wie ein Vogel vor dem Schlangenschild, bis die Furie Furcht die Füße löste, irgendwo ein Versteck zu suchen. Im dunklen Winkel eines Wirtshauses. Schlafen, schlafen und die Freiheit vergessen. Kann man hier über Nacht bleiben? Ich wage die Frage nicht. Ein Bett für achtzig Pfennige würde der Nest der Reiseflasche noch leisten; wehe, wenn es zehn Pfennig mehr kostet! Aber dann lauert morgen wieder der helle verräterische Tag mit vielen Menschen, die mich erkennen könnten. Ich muß, Nicht weiter wandern die vier Stunden noch bis nach Haus. Wenn nicht ein neuer Wunsch den Willen verführte: Hier ruft ein rotes Haus einzutreten. Ein Stationsgebäude. Was der Frühmorgen verschmähte, bringt die Nacht als zärtliche Zusucht: das rollende Gefängnis.

Jelle zweiter Klasse. Die Angst ist auch ein Vorwand, vornehm zu fahren. Der Entlassene wühlt sich wollüstig in die Polster und zählt sein Glück: Der Warteaal war ohne Licht gewesen. Das letzte Geld reichte gerade bis Rössingen. Kein bekanntes Gesicht schaute durch die Wagenfenster. Das Abteil war leer. Wenn Bonndorfer im Zuge sahen, mußten sie in Kappel-Gutach ihre Bahn bestreuen. Ich fühlte mich wie ein Kriegsheld, der das Feld durch siegreiche Flucht behauptet. Ich gab dem Schaffner zwei Zigarren, und er läßt mich allein, als ob ich liebend zu zweit wäre. Hölzersträflinge sind gewohnt, ihr eigenes Reich zu haben. Ich rauche, pfeife, singe und komme zu kühnen Gedanken. Es lebe das Glück! Auf dem Rössinger Bahnsteig deakt gütig die Nacht meinen Schatten, daß er unbefehlen entweichen kann.

Und diese Nacht, deren Anklug sich immer versinstert, wo die Kultur ihre Freiheit und Schönheit hemmt, hat hinter dem Städtchen sich licht und weit aufgetan. Auf weißem Schneegrund unter silberblauem Himmel liegt das breite Hochfeld vor Reiffelingen in Vollmondverklärung. Keine Kreatur stört um diese Stunde Straße und Land. Hinter dem Dorf öffnet der Wald seine hohen Lannen mit Wurzelwerk, Stein und Steige und läßt nur den vertrauten Fuß passieren. Wie oft waren wir vereint und einsam hier: der Wald, die Nacht und ich. Mein Gotteshaus! Da stiegen und stürzten die Gedanken so sternenhoch jauchzend und schaurig tief, viel tiefer und rauschender als das Wildbett der Wutach ist. Nun ist die Wutach vereist und es raunt und rächelt vom Wehr. Den Strom meines Lebens haben sie auch in ein Stauwehr gespannt. Hütet euch, wenn der Eisbruch kommt!

Tief drunt im Tal (wie Klang doch das Lied vom „Dirndl mein“) im Kurhaus Bad Boll isingelt noch ein Licht. Ich muß mich wieder verstecken. Im Dicksicht schläft eine Wanke den Winterschlaf und Rigen, Hexen und Teufel umtanzen sie: meine Träume, die nun bemoost und Erinnerung geworden sind. Das Licht vom Bad starrt durch leeres Geweig, wie eine Lanzenspiße, die das zuckende Herz öffnen will. Wer wacht dort? Vielleicht eine verlassene Magd bei ihrer Schuch? Vielleicht ein verspäteter Jeger aus Bonndorf, dessen Gruß mich wegheimwärts anpocken könnte? Vielleicht ist „Wutach“, der Vernhardiner, nicht mit dem Herrn

zum Garbafee, und seine Freude springt mich an? Er weiß ja nichts von meiner Schande. Vielleicht, vielleicht — will dieses Wort am ersten Tage schon zum Rückwärtsweiser des versteinerten Begegs werden? Das Licht verlöscht und ich bin wieder frei, zum neunmal neuntenmal am ersten Freiheitslag.

Ungefährdet kommt der Heimglückende durch Schlucht und Wald ins freie Feld. Im Dorfe toll am Haus zum grünen Berg grüht keiner der Hunde kläffend wie sonst. Nun geht es aufwärts immer. Hier war das Reich meiner Nodel und ich ein Herr mit Herrscherrechten — halbe Nächte lang in Nebel und Raufreif, bei Sturm und Sternenschein. Da fuhr die Nodel blühend zu Tal und konnte keine Adergrenze, keinen Störer. Der Wust ungefüllter Wünsche selbst wurde stiller. Köstlicher ist keine Fahrt: auf dem schlanken Leib des Schlittens, rüdlings, gestreckt; in langsam sicherem Lauf — in aller Herrlichkeit hat sich das Weltall über Dir aufgetan und Du schaust trunken es von Angesicht zu Angesicht. So mag es sein, wenn der Todesengel unsere Seele durch Ewigkeitslande trägt.

Der Kirchturm tritt über den Berg, als ob eine wandelnde Glode sein Fußwerk wäre. Die Kirche steht erhöht und beherrschend über der Stadt. Und gleich ihr, hochgebaut, nebenan, das Haus, in dem mein Erzfeind und Verderber ein heiliger Mann ist.

In einer Gruppe größerer Gebäude, im alten Schloß und in den andern Amtshäusern in der Runde, residieren die Statthalter des Staates. Sie sollten einmal meine Freunde sein. Der parteipolitische Kleister kittete uns wie Scherben, die nicht zusammengehören. Ein Proletariatskind kann nicht gefühlsgemeinsam werden mit Privilegierten. Da steht Unrecht gegen Vorrecht, verzehrendes Feuer gegen hartes Eis.

In den Hütten und einfachen Häusern haust das Volk. Zum Volke gehören heißt Knecht oder Rebell sein. Dieses fromme und zufriedene Volk, dem der Ader viele Steine und das Gewerl keine goldenen Berge trägt, könnte freier und fröhlicher seiner irdischen Genügsamkeit und den himmlischen Hoffnungen leben, wenn nicht vom Pfarrhaus und von den Amtshäusern her die Störenfriede kämen: Menschen, die in fetten Pfründen sitzen und zur Bewegung und Kurzweil mit Bürgern und Bauern Spiel und Sport treiben. Fallschpiel oft, politischen Sport.

Sieben Jahre habe ich geworden um diese Stadt, in hellsehender Liebe, in blindem Haß. Gescheitert bin ich an allen. Das muß ein gewaltiger Unmensch sein, der dem Merkmalen Antier die Giftzähne ausbrechen kann. Aber einbrechen in Herrenrechte, Diener des Staates zu Dienern des Volkes machen oder gar zu Herren über die Herzen des Volkes, — vermessenere ist das als Drachentamp.

Und das Volk bleibt verwaist. Die zum Herrgottwinkel flüchten und vor dem Muttergottesbilde knien können, haben es gut. Vielen ist auch der alte Großherzog, menschlich näher der Bonndorfer Posthalter ein Idol gewesen. Beide sind tot. Gescheitert bin ich auch am Volke. Nun hat es mir ein Denkmal aufgerichtet, ein starkes Kreuz, an dem der Schächer blutet und verbluten muß. Auf dem Lindenbud, bei den entblätterten Linden steht das Kreuz und will ein warnender Galgen für Weggenossen und Siedelnde sein.

Und dennoch, ich grüße dich, du arge Stadt. Von deinen fünfzehnhundert Seelen sind mir doch tausend ans Herz gekommen. Wie sie schimmert im Silberglanz dieser Nacht. Wie ist der Himmel so tief auf dem Berge hier und jeder Stern ein leuchtendes Auge. Der Vollmond gibt sein Vogenlicht weit dem weißen Süden zu. Fast möchte man die Raver der Alpenkönige erfassen wie am Tag. Grenze, ich grüße dich heut ohne Grauen. Das ist der gleiche Glanz und der gleiche Klang überirdischer Stille, der über diesem Land lag in jener Januarnacht, der ersten Fluchtnacht. Als ich die Schweiz nicht zu erreichen wagte vor meinen Hächern und fünfzehn Stunden den Winterwald durchirrte, um den Tod zu finden. Dort links im Walde über Brunnadern und Dillendorf. Da hing ich am Baum wie Absalom, wie Judas, das Sackloch an der Gurgel. Das stumpfe Messer wollte den Pulsschlag des Lebens nicht treffen. Das Schneegrab gab mich wieder frei, das sinnig schon gedeckt war mit Tannenimmergrün in Kreuzesform, mir zur ewigen Ruhe. Nun hat die Erde mich wieder, das Heimatland und das Liebste, das mein ist auf Erden.

Wie sie sanft ruhn, die Häuser und Bürger dieser Berg- und Bauernstadt. Auf jedem Dache liegt der jungfräuliche, unberührte Schnee wie eine Himmelsendenschaft. Ueber allen Siebeln hängt so hell und rein das himmlische Licht der Nacht und der Friede Gottes, der höher ist denn alle Vernunft.

Nur ganz hinten im Ort, das letzte Haus, das Gefängnis grinst mit seinen Eisenstäben.

(Fortsetzung folgt.)

Die familie Kobl.

Von C. Schenkling.

Nach der Beerenente werden die meisten Gemüsesorten kichenreif. Kennentlich sind es die verschiedenen Koblarten, die in unierem Haushalte eine Rolle spielen. Die zahlreichen Varietäten, die man von diesem Gemüse kennt, beweisen, daß der Kobl seit langem eine Kulturpflanze ist, denn je länger eine Pflanze oder auch ein Tier unter der

Beeinflussung des Menschen steht, desto größer ist die Zahl der Varietäten und der Spielarten, die herausgezüchtet worden sind oder werden können.

Die Stammform unseres Gemüsekobls (*Brassica oleracea*), die ästige, holzige Stengel besitzt, wächst an verschiedenen Stellen der Insel Helgoland noch wild; häufiger kommt sie vor auf den Kreidefelsen Englands und Nordfrankreichs. Es soll dahin gestellt bleiben, seit wann dieser Kreuzblütler von den Menschen in Kultur genommen wurde. Jedenfalls pflanzten Juden und Aegypter bereits Kobl, und die Griechen hatten verschiedene Sagen über seine Entstehung. Die Mythologie dieses Volkes erzählt von mehreren Pflanzen, die aus den Tränen oder dem Blute irgend eines Verstorbenen, Gemarterten oder Getöteten entsprossen seien; auch die Koblspange ging aus Tränen auf. Lykurgus, ein thrazischer Fürst, widerlegte sich nicht nur nach Kräften der Kultur des Weintrodes, sondern ließ auch alle Reben in seinem Lande vernichten. Darüber erzürnt, band ihn Dionysos an einen Weinstock fest, und aus seinen Tränen erwuchs der Kobl. Die Jonier schwuren bei der *Brassica*, und Mikander nennt den Kobl ein heiliges Kraut. Wie anerlegend man ihn beurteilte, ist daraus zu ersehen, daß Pythagoras den Genuß des gemeinen Kichenkobls als ein vorzüglich gesundes, „den Menschen gar zuträgliches Gemüse, das ihn bei heiterem, ruhigem Sinn und Mut erhalte“, allen aufs dringendste empfiehlt.

Die Römer kannten bereits verschiedene Koblarten, doch ist es unmöglich, bei einem so leicht veränderlichen Gewächs nach mehr denn zweitausendjähriger Kultur noch Vergleiche mit unieren Koblgewächsen ziehen zu wollen. In den Gartenbau-Schriften der alten Römer werden zwei Arten erwähnt: *Brassica vivida*, unser Savoyer Kobl und *Br. laevis*, unser Kopfkobl. Außerdem kannten sie bereits den Braun- oder Grünkobl, aber vom roten Kopfkobl findet man noch nichts.

In Deutschland wurde dem Kobl auf den Landgütern Karls des Großen große Sorgfalt zugewandt und die verschiedenen Arten nicht nur kultiviert, sondern auch vermehrt. Bevor das Gemüse aber in die kaiserlichen Gärten gelangte, wurde es in den Klostergärten gepflegt, und daß es dahin seinen Weg aus den romanischen Ländern gefunden hatte, beweist der Name, der eine Entlehnung aus dem lateinischen *caulis* (junges, ehbares Kraut mit starkem Stengel) ist, wie denn auch die Benennung Kopfkobl, oberdeutsch chapuz (heute Kappuz) aus dem mittellateinischen *caputium* die Herübernahme aus dem Klostersgarten besonders deutlich verrät. Daß der Kobl bald ein beliebtes Volksgericht geworden, bezeugen auch die Ländereien des späteren Mittelalters, die nach altem Brauche noch Koblärten heigen, in der Tat aber ausgedehnte Felder sind. Und daß er ein geistliches Hauptessen bleibt, darauf ist die hübsche von Jaroschin erzählte Gedichte von dem Samländer aufgebaut, dem die preußischen Ordensbrüder ihre Burg zu Balge, Kapelle, Schlafhaus und Speisesaal zeigen. In diesem sieht er sie Kobl essen und, weil er dergleichen nicht kennt, glaubt er, sie nährten sich von Gras, weshalb er seinen Leuten rät, die Brüder nicht anzugreifen, da man einem Volke, das so genügsam lebe, unmöglich widerstehen könne.

Sieht man von den zur Sippe gehörenden Del gebenden Arten, wie Senf, Rübchen usw. ab, so sind es sechs Arten, die als Koblspflanzen vorzugsweise zur Geltung kommen: Winter- oder Blattkobl, Rosenkobl, Welsch-, Wirsing- oder Savoyerkobl, Kopfkobl (auch Kraut genannt), Kohlrabi und Blumenkobl. Diese Arten sind entstanden durch eine Jahrtausende hindurch fortgesetzte Kultur, in Folge deren die zähe Pflanzensaft zurückgedrängt und Stärkemehl und Zucker sich reichlich in den Zellen ablagerte, wodurch die harte Substanz zartfleischig wurde. Vollzog sich diese Umwandlung in der Sipselknospe, so entstand der Kohlkopf; beförderte sie die Wucherung des Zellgewebes der Blätter in noch höherem Grade, so bildete sich der Wirsing; war dieser Prozeß nur auf den Rand der Blätter beschränkt, so entstand der Krauskobl. Ging die Nahrungszufuhr vorwiegend den Seitenknospen des Strunkes zu, so entstand der Rosenkobl; fand die Ablagerung von Zucker und Stärkemehl besonders in der Blütenachse statt, so entstand der Brodkobl, und im Blumenkobl wurde der ganze Blütenstand in markige Substanz verwandelt.

Zur Kenntnis der einzelnen Arten noch folgendes: Der Winter- oder Blattkobl hat einen verlängerten, stielrunden Stempel und ausgebreitete, kleine Köpfe bildende Blätter. Sind diese flach und federpaltig, so heißt die Unterart grüner Blattkobl; sind sie flach und entweder gar nicht oder nur schwach-wellenförmig, so ist es Grünkobl; sind sie kraus-federpaltig und haben sie eingeschnittene Lappen, so ist es Krauskobl. Die Benennung der beiden letzten Varietäten bezieht sich auf das Aussehen des zubereiteten Gemüses. Da der Blattkobl vom Froste nicht leidet, kann er winterüber an Ort und Stelle stehen bleiben (Winterkobl); nach dem ersten Froste gewinnt er sogar an Wohlgeschmack. Der liebliche Rosenkobl (Sprossenkobl), den man schon am Ende des 16. Jahrhunderts kannte, kennzeichnet sich durch flache, lockere Blätter, in deren Winkeln Knospen entstehen, die im Frühling des zweiten Jahres sich in keine Blattrosetten (Rosen) verwandeln. Später dehnen sie sich zu blütentragenden Testen aus, wozu man es natürlicherweise im Gemüsegarten nicht kommen läßt. Bekanntlich ist der Rosenkobl vielen eine Delikatesse, aus welchem Grunde es sich die Gemüsegärtner anlegen sein lassen, in jedem Jahre mit Neuzüchtungen aufzuwarten. Der Wert richtet sich nach der Höhe des Stengels, der beim „Erfurter Dreienbrunnen“ einen halben Meter erreicht und nach der

Anzahl der Rosen, deren „Herules“ bis 72 Stück erzeugt. Der Wirsing, Belsch oder Saboyer Kohl führt seinen Namen, weil er in der italienischen Landschaft Piemont das beliebteste Gemüse ist. In manchen Gegenden heißt er auch Börs oder Börsch (spanisch berza) aus brassica entstanden; aus Börsch soll wieder Birsch oder Wirsing gebildet sein. Der goldgelbe Wirsing bleicht seine Blätter im Winter goldgelb. Seine Qualität wird bewertet nach der Größe und Festigkeit der Köpfe, die von den lockeren, blässigen oder krausen Blättern gebildet werden. Beliebte Sorten sind „Eisenkopf“, beinahe so fest wie ein Kohlkopf, „Granatkopf“ und vor allem der große gelbe Erfurter Riesenkopf mit einem Durchschnittsgewicht von 3½ Kilogramm und einem Umfang von 85 bis 90 Zentimeter bei großer Zartheit und ausgezeichnetem Geschmack. Der Kopfkohl, bisweilen Kraut genannt, hat gewölbte, meist völlig glatte Blätter, die vor der Blüte zu einem festen Kopfe verbunden sind. Diese wichtigste Art des Kohles hat zahlreiche Unterarten: das große Weißkraut, weißer Kohl, Kappus oder Kappiskraut hat besonders feegrüne Blätter und große Köpfe; der Porrkohl hat einen länglichen, kleinen Kopf; das Zuckerhutkraut hat einen länglichen Kopf und besonders feinen Geschmack; das Esserkraut hat einen sehr breiten und überaus großen Kopf; das Rotkraut, der rote Kohlkopf, ist durch violett-weiße Färbung ausgezeichnet. Selbstverständlich gibt es auch hiervon wieder viele Varietäten. Empfohlen werden das weiße Braunschweiger, das Wiener, das Erfurter Weißkraut, das Niesenerkraut „Diamant“, das Rotkraut „Rubin“ mit zehnpfündigen Köpfen mit 80 Zentimeter Umfang und darüber, und der „Möhrenkopf“ von fast schwarzer Farbe, der alle übrigen Sorten infolfern übertrifft, als er fast eisenfest, ungemein schwer und lange haltbar ist.

Aus verschiedenen Weißkrautarten wird bekanntlich der Sauerkohl gewonnen. Das Einsäuern des Krautes war dem Altertum unbekannt, wennschon man damals verstand, Rüben einzumachen. Nach Beckmann ist der Sauerkohl eine niederländische Erfindung. Der feingehobelte Weißkohl wird durch Einsalzen und Gären in das allgemein bekannte und viel genossene Sauerkraut umgewandelt. Ein Saß, in dem Weißwein aufbewahrt war, schafft dem Sauerkraut eine leichtere Gärung und verleiht ihm einen angenehmen weinsäuerlichen Geschmack. Zur Verfeinerung des Geschmacks gibt man zerdrückte Weintrauben und Borsdorfer Äpfel hinein. Wenn das Kraut angenehm und frisch duftet und eine schöne gelbliche Farbe hat, ist es in seiner Gärung gereift und schmackhaft. Der Sauerkohl hat denn auch den Weg zur Tafel des Vornehmen wie zur Hütte des Armen gefunden, nur die Zubereitung ist eine allerdings sehr verschiedene. Der Gourmand würde seinen mit Austern oder Perlen garnierten Kohl in einem russischen Bauernhause (wo Sauerkraut eine Hauptnahrung bildet) nicht wieder erkennen und ihn für ein gewöhnliches Essen erklären; diese Wandlung geschieht eben durch den „Geist der Kochkunst!“ Auch der Kohlrabi, bei dem der Stengel über der Erde knollig verdickt ist, wird in verschiedenen Abarten gezüchtet, deren Köpfe halb weiß (Glaskohlrabi), bald blau aussehen (blauer Mammut). Die Köpfe werden bis einige Kilo schwer, so die des „Goliath“ bis fünf Kilo. Als feinstes Kohlrabi gilt der Blumenkohl, der nach alten botanischen Ueberlieferungen als natürliches Produkt von der Insel Cypern stammt. Nach Deutschland scheint er Ende des 17. Jahrhunderts gekommen zu sein. Er tritt in zwei Formen auf, entweder mit monstrosen, fleischig gewordenen Blütenständen oder mit schellenförmig-kopfigem, gedrängten Blütenständen, an denen dicht bei einander fleischige Knospen stehen. Die zweite Form ist der eigentliche Blumenkohl, auch Käse- oder Traubenkohl und in einzelnen Gegenden Karfiol genannt. Die erstgenannte Form mit lockeren, verlängerten, fleischigen Blütenständen führt auch die Namen Spargelkohl, Brödelkohl oder Vorkoli.

Wegen ihres reichen Gehaltes an Stärkemehl und Zucker bilden sämtliche Kohlarten ein wichtiges Nahrungsmittel für Menschen und Tiere in allen Zonen, mit Ausnahme der Tropenzone. Johnston fand bei seinen Analysen des Kohls 30—35 Proz. Kleber (ein Bestandteil des Zellinhaltes), und erklärt ihn daher für nahrhafter als irgend eine andere Pflanzenspeise, die in größeren Quantitäten von Menschen und Tieren verzehrt wird. Daß er andererseits, wie fast alle leberreichen Nahrungsmittel einen verdauungshemmenden Einfluß auf die menschliche Konstitution ausübt, ist bekannt. Daher ist es, wie bei Erbsen und Bohnen geboten, den Kohl mit Speck oder Schweinefleisch zu kochen, um ihm die stopfende Eigenschaft zu nehmen. Auch hier zeigt es sich, wie so oft im Küchenreiche, daß eine derartige Zubereitung der Speisen ihre Beliebtheit weder dem Herkommen noch dem Geschmack des Feinschmeckers verdankt, sondern aus der Erfahrung hervorgegangen ist.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Vergangenheit und Zukunft der Luft. Obgleich die Naturwissenschaft mit der Veränderlichkeit aller Erscheinungen rechnen muß, ist die Zusammensetzung der Erdatmosphäre bis auf die neueste Zeit als unveränderlich betrachtet worden. Die Geologie hat zuerst dafür gesorgt, einen Verdacht gegen die Unveränderlichkeit der Atmosphäre zu erregen, indem sie darauf hinwies, daß vor

der Bildung der gewaltigen Steinkohlenlager in der danach benannten Periode der Erdgeschichte der Gehalt des Luftmeeres an Kohlenäure doch wohl größer gewesen sein dürfte als jetzt. Die Pflanzen, aus denen die Kohlenlager entstanden sind, konnten den Kohlenstoff nur aus der Luft entnehmen, und was durch sie in den Erdschichten an diesem Element aufgespeichert wurde, war somit der Luft entzogen worden. Heute beträgt der Gehalt der unteren Luftschichten an Kohlenäure nur vier auf je zehntausend Teile, und mit dieser geringen Menge kommen nicht nur alle Pflanzen aus, sondern sie vermindert sich nicht einmal, weil die Tiere und der Mensch durch ihre Ausatmung von Kohlenäure für Ersatz sorgen. Der Gleichgewichtszustand aber, in dem sich die Atmosphäre noch heute durch diesen natürlichen Kreislauf befindet, kann nicht immer derselbe gewesen sein, und es ist auch anzunehmen, daß solche Störungen, wie sie in der Steinkohlenzeit stattgefunden haben, in der Vergangenheit der Erdgeschichte nicht die einzigen gewesen sind und sich auch in der Zukunft wiederholen werden. Wie die Geologie und Geographie immer mehr Bausteine zu einer Erdgeschichte zusammengetragen haben, so wird die Naturwissenschaft ohne Zweifel auch dazu gelangen, eine Geschichte der Atmosphäre zu schreiben. Bisher lassen sich nur einige Mutmaßungen über diese Entwicklung äußern, die selbstverständlich mit der unseres festen Erdkörpers in engem Zusammenhang gestanden hat.

Da nach der noch heute allgemein anerkannten Theorie die Erde zu Anfang ein glühender Gasball war, so muß es eine Zeit gegeben haben, in der gewissermaßen ihre ganze Masse nur aus Atmosphäre bestand. Auch nach der ersten Erstarrung und der Bildung einer Erdkruste werden die sie umgebenden Dämpfe aus verschiedenen Gasen sehr hoher Temperatur bestanden haben. Atembar im Sinne der heutigen Lebewelt war diese Atmosphäre natürlich nicht. Das war aber auch nicht notwendig, da überhaupt noch kein Leben bestand, weil der Zustand auch der Erde für gänzlich ungeeignet war. Professor Cavers, der im „University Correspondent“ die bisherigen Kenntnisse über die Geschichte der Atmosphäre zusammengestellt hat, meint, daß diese älteste Dampfhülle zunächst der heißen Erde aus deren hauptsächlichsten Bestandteilen zusammengesetzt gewesen sei, namentlich auch aus Dämpfen von Chloratrium, dem gewöhnlichen Kochsalz, das nachher nach Niederschlag des Wassers in diesem gelöst wurde. Ueber dieser Schicht glühender Gase hätte sich eine Zone von Kohlenäure befunden, darüber eine solche von Wasserdampf und schließlich eine Schicht von Stickstoff und vielleicht auch von Sauerstoff. Nachdem die Erdkruste genügend erkaltet war, um den Niederschlag des Wasserdampfes und seine Ansammlung zu gestatten, entwickelte sich das erste Leben auf der Erde. Ob die Atmosphäre damals überhaupt schon reinen Sauerstoff enthalten hat, ist durchaus nicht sicher. Vielleicht waren die ersten Lebewesen den Bakterien ähnlich, die noch heute ein Leben ganz ohne Sauerstoffaufnahme führen und sich statt dessen mit Stickstoff oder Kohlenäure begnügen. Solche Wesen zwischen Tier- und Pflanzenwelt könnten als Vorläufer aller höheren Lebensformen in Betracht kommen.

Wahrscheinlich aber entstand sehr früh ein Wachstum grüner Pflanzen. Schon in den ältesten Schichten findet sich Kohlenstoff in der bekannten und wertvollen Form des Graphit, der wohl auch nur aus ursprünglichen Pflanzentoffen entstanden sein kann. Wenn man sich vorstellt, daß die Pflanzenwelt auf der Erde überhaupt früher entstanden ist und eine weitere Ausbreitung erlangt hat als das Tierleben, so läßt sich auch begreifen, wie die Atmosphäre den Gehalt an reinem Sauerstoff erhalten hat. Die Pflanzen zerlegen die Kohlenäure, indem sie den Kohlenstoff aufnehmen und den Sauerstoff an die Luft zurückgeben. Die Tiere atmen wiederum den Sauerstoff ein und Kohlenäure aus. Denkt man sich in der Vorzeit die Erde nur mit Pflanzen bevölkert, so muß der Gehalt der Atmosphäre an Kohlenäure dauernd abgenommen, der Gehalt aus reinem Sauerstoff entsprechend zugenommen haben. Das Uebergewicht der Pflanzenwelt blieb wahrscheinlich bis nach der Steinkohlenzeit bestehen. Und diese Entwicklung mag bis zur Gegenwart in derselben Richtung fortgeschritten sein.

Prof. Cavers findet eine Stütze dieser Annahme in einer eigenartigen Ueberlegung, die sich auf die fliegenden Geschöpfe früherer Epochen der Erdgeschichte bezieht. Heute sind die Vögel meist zierliche Geschöpfe, die selbst bei stattlicher Größe ein geringes Gewicht haben, weil ihre Knochen durch den Besitz von Hohlräumen, die mit Luft gefüllt sind, eine sehr bedeutende Erleichterung erfahren haben. In der Vorzeit dagegen, namentlich in der sogenannten Kreidezeit hat es fliegende Reptilien gegeben, die außer einer enormen Größe ein Gewicht erreichten, das sicher ein Vielfaches des schwersten heute lebenden Vogels dargestellt haben muß. Die Frage, wie solche Wesen sich in der Luft halten und überhaupt fliegen konnten, läßt sich weit leichter beantworten, wenn angenommen wird, daß die Atmosphäre selbst damals durch einen höheren Gehalt an Kohlenäure eine größere Dichte besaß. Ueber die Atmungsorgane und überhaupt über die Physiologie jener längst ausgestorbenen Tiere weiß man so wenig, daß ein Grund gegen den geringeren Sauerstoffgehalt der früheren Atmosphäre daraus nicht abgeleitet werden kann. Es darf demnach vorläufig als unwahrscheinlich bezeichnet werden, daß sich die Veränderung der Atmosphäre in dem bezeichneten Sinne seit den ältesten Zeiten der Erdgeschichte fortgesetzt vollzogen hat, und daraus würde sich der Schluß ergeben, daß sie auch in Zukunft andauern wird.